

# Wie man über den Bibliothekarberuf bisweilen spricht und schreibt [Fortsetzung folgt]

Autor(en): **Schwarber, C.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nachrichten / Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare =  
Nouvelles / Association des Bibliothécaires Suisses**

Band (Jahr): - **(1931)**

Heft 17

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-770616>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gestiftete Plakette mit dem Porträt Eschers überreicht, ein Werk des Bildhauers H. Hubacher (Zürich). Am 12. Januar gratulierte, bei einer in einfachsten Formen gehaltene Feier in der Bibliothek, das Personal seinem Direktor. Allen Ehrungen gegenüber betonte der Gefeierte in einem Rückblick auf das durchmessene halbe Jahrhundert seine Dankesschuld gegenüber verehrungswürdigen Vorbildern und gegenüber seinen Mitarbeitern namentlich in den Zeiten der Vorbereitung und der Entstehung der Zentralbibliothek, und — nur allzu bescheiden — das Gefühl, weniger geleistet zu haben, als man es wohl von ihm erwartet habe.

Die herzlichsten Wünsche seiner Kollegen begleiten Dr. Escher ins zweite halbe Jahrhundert seiner erfolgreichen Tätigkeit.

b.

### **Wie man über den Bibliothekarberuf bisweilen spricht und schreibt.**

Kurz nach Abschluss meiner Universitätsstudien traf ich zufällig mit einem Freunde meines Vaters zusammen, einem würdigen, gebildeten Herrn, der meinen Werdegang immer mit wohlwollendster Gesinnung betreut hatte. Als ich ihm auf die naheliegende Frage, was ich nun zu tun gedächte, in freudiger Erregung antwortete, dass mir eine Volontärstelle in einer grösseren wissenschaftlichen Bibliothek in Aussicht stünde, ging ein deutliches Erschrecken über das gütige alte Gesicht. Mit ernstester Eindringlichkeit suchte er mich von meinem Vorhaben, das er als ein Zeichen jugendlicher Unbesonnenheit wertete, abzubringen. Dieser Beruf taue keineswegs für einen strebsamen jungen Menschen, wohl aber für pensionierte oder begüterte Leute, die mit ihrer Zeit nichts Rechtes anzufangen wüssten. Für eine derart anspruchslose Stellung benötige man keine 20jährige Schulvorbereitung. Alle meine Einwände und Belehrungen stiessen auf bedauerndes Kopfschütteln und für den Entgleisten hatte der teilnehmende Mann in Zukunft nur noch einen betrübten Händedruck übrig.

Ich darf wohl kaum annehmen, dass ich mit diesem etwas bedrückenden Erlebnis unter meinen Fachgenossen allein dastehe. Haben Sie nicht auch schon die Erfahrung gemacht, dass ihre Legitimation als Bibliothekar von manchem Aussenstehenden mit einem verbindlichen Lächeln gemischt aus Achtung und Mitleid quittiert wurde? Aus Achtung, weil schliesslich an der Gelehrsamkeit eines Bibliothekars nicht gut gezweifelt werden kann: denn von dem vermeintlich andauernden und ungestörten Bücherlesen muss ja mit der Zeit auch im engsten Schädel einiges haften geblieben sein. Aus Mitleid, weil der Bibliothekar nach landläufigem Glauben zu einer Spezies Mensch gehört, die versonnen,

schrullenhaft und lebensfremd durch die Welt tappt, im stürmischen Meer des heutigen Erwerbslebens unfehlbar ertrinken müsste und daher froh sein darf, dass ein gütiges Schicksal ihr die friedliche Taucherarbeit im stillen Hafen einer Bücherei vorbehalten hat. Karl Spitzwegs vergnügliches Konterfei vom Bibliothekar, der auf hoher Standleiter in seligster Weltentrücktheit mit Händen, Armen und Beinen krampfhaft seine geliebten Bücher umklammert und keinen Sinn hat für den Frühlingssonnenstrahl, der ihn neckisch umflutet, gilt heute noch mancherorts als wahrhaftes Symbol unserer Tätigkeit. Aus allen Kreisen der Bevölkerung, ja sogar aus unserer nächsten Verwandtschaft, aus der Zunft der Universitätsprofessoren, werden hin und wieder Stimmen laut, die unsern Beruf mit dem etwas anrühigen Glorionschein eines geruhigen Wohllebens umgeben. Ist es da verwunderlich, wenn schliesslich eines schönen Tages der Gedanke geboren wird, die Bibliothek sei im Grunde ein von unserer Kultur unabsichtlich, aber sehr zweckdienlich geschaffenes Sanatorium für nervenranke Intellektuelle? Das im Jahre 1927 erschienene Handbuch der Berufe — es wurde im Einvernehmen mit der Reichsverwaltung vom Landesarbeitsamt Sachsen-Anhalt herausgegeben — bekennt sich ohne viel Federlesens zu dieser eigenartigen Schlussfolgerung. In seinem zweiten Teile: Akademische Berufe bearbeitet vom Sächsischen Akademischen Auskunftsamt für Studien- und Berufsfragen lesen wir auf Seite 105 unmissverständlich: „Beruf (des wissenschaftlichen Bibliothekars) geeignet für Neuro- und Psychopathen (bezw. mit Defekt geheilte Psychotische), vorteilhaft wirken die im allgemeinen friedlich-beschaulichen Arbeitsbedingungen.“ Das Zentralblatt für Bibliothekswesen hat im Jahrg. 45 (S. 387 und 772), diese verblüffende Aeusserung, die umso sonderbarer berührt, als sie „im Einvernehmen mit der Reichsverwaltung“ in die Welt gesetzt wurde, kommentarlos abgedruckt. Das für die Herausgabe verantwortliche Sächsische Akademische Auskunftsamt sprach in der Folge der Vereinigung Deutscher Bibliothekare sein lebhaftes Bedauern über diese Entgleisung aus. Aber damit ist leider die übliche oberflächliche Beurteilung unseres Berufes nicht aus dem Wege geräumt. Das überlieferte Vorurteil bleibt trotz allen Protesten und Entschuldigungen bestehen, und neuerdings hat es auch in unserem Lande einen Verkünder, vielmehr eine Verkünderin, gefunden. Im *Handbuch der Arbeitswissenschaft*, herausgegeben von Fritz Giese, Bd. 5: Objektpsychotechnik, Lpz.: Marhold 1930, S. 545, lässt sich die Privat-Dozentin an der Universität Bern, Frau Dr. *Franziska Baumgarten*, in einer Abhandlung über die „Psychologie der Menschenbehandlung im Betriebe“ folgendermassen vernehmen: „Bei der psychologischen Untersuchung der Berufe zwecks Feststellung der psychischen Eigenschaften, die jeder Beruf erfordert, wurde erwiesen, dass:

1. die bisher als rein ‚physisch‘ bezeichneten Berufe ebenfalls *psychische* Eigenschaften benötigen; 2. dass in vielen ‚Fabrikberufen‘ sehr grosse Anforderungen an die Intelligenz und an einzelne psychische Fähigkeiten — wie Aufmerksamkeit — gestellt werden, wie sie bisher nur den sog. ‚hohen‘ Berufen zugeschrieben worden sind (z. B. Feinmechaniker, die ein ganz feines Augenmass [Unterschiede bis 1/000 mm] anwenden oder feine Muskelempfindung besitzen müssen.) *Andererseits setzen manche ‚akademische‘ Berufe zwar Kenntnisse voraus, aber keine geistigen Befähigungen von qualitativ hoher Art, man denke z. B. an die Bibliothekare, so dass mancher ‚hohe‘ Beruf vom psychologischen Standpunkt aus keine ‚Höhe‘ besitzt.* (Vom Verf. kursiv gestellt.) Die Berufspsychologie stellt nun fest, dass die Einteilung in hohe und niedere Berufe vom psychologischen Standpunkt aus falsch ist, dass dies eine Bezeichnung für die soziale Stellung der Berufe, aber keineswegs für ihren innern Unterschied sei.”

Frau Doktor, Ihre Anschauung über die von unserem Beruf verlangten „psychischen Eigenschaften“ ist in beinahe unverzeihlicher Weise antiquiert. Haben Sie wirklich, bevor sie sich zu dieser seltsam anmutenden Feststellung bekannten, dem ersten Gebot wissenschaftlicher Forschung Genüge getan, und sich den gesamten Betrieb einer modernen grösseren Bibliothek mit eigenen Augen während einigen Tagen angesehen? Ihre Einschätzung mag vielleicht zutreffen für die Zeit vor 1860, wo das Bibliothekaramt tatsächlich vielerorts die Sammelstelle von Gestalten wurde, die vom „psychologischen Standpunkt aus keine Höhe“ besaßen. Der königliche Bibliothekar zu Dresden und virtuose Beherrscher seines Berufes Friedrich Adolf *Ebert* klagt bereits im Jahre 1820 in seinem noch heute sehr lesenswerten Büchlein „Die Bildung des Bibliothekars“, „dass das Amt eines Bibliothekars ohne alle Prüfung — ja wohl oft geradezu als eine bequeme Sinecurastelle fügsamer Gesellschafter oder als eine milde Versorgung verunglückter Erziehungskünstler vergeben wird.“ Und neuerdings hat Fritz *Milkau* berichtet, dass die 63 wissenschaftlichen Beamten, denen um das Jahr 1880 die Geschäfte der 21 Universitätsbibliotheken Deutschlands anvertraut waren, sich zu nicht ganz geringem Teil aus Schiffbrüchigen zusammensetzten, die in der Bibliothek den rettenden Hafen gefunden haben. (Aus 50 Jahren deutscher Wissenschaft. Lpz. 1930 S. 24.) Aber diese „phase bucolique“ unseres Berufs, wie sie von unserem Kollegen Henri Bernus an der Oltener Jahresversammlung 1926 so reizvoll geschildert worden ist, und die dem Kasseler Bibliothekar Jakob *Grimm* geradezu als „Himmelreich“ erschien, weil sie ihm täglich nur 3 Arbeitsstunden abnötigte, gehört schon seit bald zwei Menschenaltern der Geschichte an. Wir Jüngere haben sie jedenfalls nie gekannt. Nein, Frau Doktor,

unser „akademischer Beruf“ setzt heutzutage nicht nur Kenntnisse voraus, sondern sogar, ganz abgesehen von dem eigentlichen Berufswissen, ausgebreitete Kenntnisse auf sämtlichen Gebieten wissenschaftlichen Forschens. Und was die „geistigen Befähigungen von qualitativ hoher Art“ anbelangt, die Sie uns so nebenbei absprechen, so dürfen wir Ihnen entgegenhalten, dass uns unsere Tätigkeit fast tagtäglich vor Situationen bringt, die eine scharfe, rasch entscheidende Urteilskraft und ein hohes organisatorisches Geschick verlangen. Der äussere Anschein gibt Ihrer Behauptung freilich recht. Aber ich darf Sie vielleicht bei dieser Gelegenheit an das kluge Wort der Madame de Sévigné erinnern: Les jugements sur les apparences sont si souvent faux que je m'étonne qu'on ne s'en désaccoutume pas.

(Fortsetzung folgt.)

*Dr. C. Schwarber.*

## CONGRÈS INTERNATIONAL DE LA LECTURE PUBLIQUE ALGER - 13—18 avril 1931.

La Commission réunie à Paris, au Ministère de l'Instruction publique, au début de l'année 1930, pour étudier les moyens de développer la lecture publique en France a adopté des résolutions dont se sont félicités nos collègues français.

S'inspirant des vœux émis par cette Commission et désireuse de contribuer à leur réalisation, l'Association des Bibliothécaires français a décidé d'organiser un Congrès international qui se tiendra au mois d'avril 1931 à Alger. Ce sera là, en effet, le meilleur moyen d'attirer l'attention des administrations intéressées et du public sur un problème de cette importance, en même temps que de les éclairer par l'expérience des autres nations.

Le Congrès comprendra quatre sections:

- 1° Organisation des bibliothèques: centrales et succursales.
- 2° Acquisitions et révision des stocks.
- 3° Le Prêt.
- 4° Les Bibliothèques arabes.

L'embarquement aura lieu à Marseille le 12 avril. Les séances dureront quatre jours et seront suivies de plusieurs excursions en auto-car aux gorges de la Chiffa, au ruisseau des singes, à Tipaza et Cherchell etc.

Débarquement à Marseille le 19 avril.

Toutes dépenses comprises de Marseille à Marseille:

Tout en première classe: 1 820 francs français.

Première classe transport, deuxième classe hôtels:

1 670 francs français

Pour les congressistes qui ne désireraient pas rentrer directement, diverses excursions sont prévues; l'une à l'intention des